

Brant's Lebzeiten erhielt es eine Menge Auflagen und blieb im 16. Jahrhundert ein Lieblingsbuch der deutschen Nation. Aber auch anderen Nationen wurde es durch Uebersetzungen zugänglich gemacht, es ward in's Französische, Holländische, in's Englische und Italienische übertragen, und auf daß es die Gelehrten aller Nationen lesen konnten, unternahm ein Anderer den Versuch, das Buch in's Lateinische zu übersetzen. Das hätte auch Brant thun können, denn er selbst war ein Gelehrter; schon im Narrenschiff gab er durch viele Anführungen aus Schriftstellern des Alterthums seine Belesenheit kund; in lateinischer Sprache hat er juristische Werke geschrieben, und seine Briefe sind zumeist in dieser Sprache abgefaßt.

II.

Brant hatte seine gelehrten Studien in Basel gemacht, hier war er mit einem Manne zusammengekommen, der bestimmend auf ihn einwirkte, dem er sein Lebenlang treu und anhänglich blieb, dem er seinen Sohn zur Erziehung schickte, dessen Schriften und Briefe er in einer Handschrift zusammenstellte, die uns noch erhalten ist, mit Johann Neuchlin. Neuchlin aber war einer der bedeutendsten Träger des Humanismus.

Goethe hat in ein Paar Versen Neuchlins Bedeutung würdig geschildert:

Neuchlin, wer will sich dir vergleichen,
 Zu seiner Zeit ein Wunderzeichen.
 Das Fürsten- und das Städtewesen
 Durchschlängelte sein Lebenslauf.
 (Er lehrte uns die Griechen lesen,)
 Die heil'gen Bücher schloß er auf.

Ihm und seinen Zeitgenossen verdanken wir all den Segen, der aus dem Wiedererwachen der klassischen Studien und insbesondere der hellenischen Bildung für Deutschland erworben wurde; seiner Beschäftigung mit der hebräischen Sprache ist es zuzuschrei-

ben, daß die Deutschen den unverfälschten Urtext der Bibel verstehen lernten und dadurch ein Kampfmittel erwarben, ohne dessen Anwendung die Reformation nicht denkbar ist. Aber das Leben des Gelehrten, der sich unter seinen Büchern, fern von den Menschen am wohlsten fühlte, blieb nicht ohne Störungen; kleinere ertrug er mit Gleichmuth oder wußte sich derselben mit Humor in satirischen Komödien zu erwehren; größere zu ertragen halfen ihm seine Freunde. Denn auch solche größere Störungen fehlten nicht.

Goethe fährt fort:

Doch Pfaffen wußten sich zu rühren.

Der tiefere Grund dieses „sich Rührens“ liegt nicht in den einzelnen kleinen Vorfällen, welche das Vorspiel des weltberühmten Reuchlinischen Streites ausmachten, aber keineswegs denselben hervorriefen, sondern in dem allgemeinen starken Gegensatz, welcher zwischen den Mönchen, die durch Kölner Theologen vertreten wurden, und Reuchlin herrschte, welcher als Haupt der Humanisten galt. Sene pochten auf ihre alte Lehrmethode, diese wollten eine neue und zweckmäßige einführen; jene wünschten die Beibehaltung des barbarischen Latein, in welchem sie sich wohlfühlten, diese schwelgten in dem klassischen Wohlklang der Töne Cicero's; jene verwarfen alle neuen Schätze, welche ihre Herrschaft gefährdeten, schrafen zurück vor dem kühnen Unterfangen, das die Bibel Allen übergab, Bibelkritik zu eröffnen schien, diese meinten in den neuen Studien einen neuen Gott gefunden zu haben, den sie hoch hielten und verehrten. So war der Streit unausbleiblich. Er entzündete sich daran, daß Reuchlin in einem Gutachten über die Verbrennung der Bücher der Juden sich für Erhaltung derselben ausgesprochen hatte, entwickelte sich aber bald zu einem Streit über das Recht der freien Meinungsäußerung. Der Proceß wurde in verschiedenen Städten Deutschland's geführt, selbst bis nach Rom gebracht, Schriften für und wider wurden geschrieben; als Hauptschrift sind die

epistolae obscurorum virorum zu betrachten. Sene Dunkel männerbriefe wendeten sich an Ortuin Gratius, den Poeten der Kölner, einen Mann, der wegen seiner moralischen Mängel getadelt, wegen seiner Eitelkeit verspottet und wegen seiner gelehrten Sucht gehöhnt werden konnte.

In diesen Dunkelmännerbriefen nun traten die Gegner selbst auf: Eitelnarrabianus, Gaenselinus, Lumplin, Mistladerius, Schafsmulius, Scheerschleiferius und wie sie alle heißen, sie wenden sich mit ihren klugen Fragen und Bethuerungen an Ortuin Gratius. Dieses Alles geschieht in einem köstlichen Latein, das freilich nur derjenige versteht, der der deutschen Sprache ebenso kundig ist, als der lateinischen, mit vielem Witz, der alle sittlichen und geistigen Schäden des Mönchthums enthüllt. Durch alle Briefe aber geht wie ein rother Faden die Angelegenheit Neuchlins: da klagen die Mönche, daß sie, wohin sie kommen, Anhänger Neuchlins finden, daß sie von ihnen Schimpfreden zu hören und Schläge zu erdulden haben, da beklagen sie sich besonders über Einen, der ihnen am meisten zu schafften mache: Ulrich von Hutten.

Ulrich von Hutten ist einer der Hauptverfasser der Dunkelmännerbriefe.

Durch das Leben dieses früh vollendeten Ritters geht ein tragischer Zug. Nichts von alledem, was er bekämpfte — und er bediente sich in seinem Kampfe besonders der satirischen Waffen — wurde niedergeschlagen; fast Alles vielmehr, gegen das er sich erhob, behauptete sich wider ihn. In seiner Jugend war er gegen Bedeg Löße aufgetreten, der ihn in Greifswald gepflegt, dann fortgestoßen und beraubt hatte; die Poeten von ganz Deutschland hatte er zu seinem Schutze wider den unbilligen Gastfreund aufgerufen, aber von keiner Seite hatte er Hülfe erlangt, Löße stieg vielmehr zu immer größerer Ehre. Dann war er gegen Ulrich von Wirttemberg aufgetreten, der ihm einen Vetter erschlagen;

auch hier hatte er den Frevler vor Kaiser und Reich denunzirt; ihn öffentlich dem Hohn und nachdrücklicher Bestrafung preiszugeben versucht, aber Ulrich von Württemberg blieb in seiner Macht; und wenn er auch später verjagt wurde, so geschah dies nicht in Folge der Hutten'schen Klagen. Das Ansehen des deutschen Kaisers war damals im Sinken; die Macht Maximilian's I. wurde von den Gegnern, besonders der Stadt Venedig, verachtet; Hutten versuchte Maximilian im Namen Stalien's anzurufen und zum Kampf zu ermuntern; er versuchte als patriotischer Deutscher in seinen Satiren „Markus“ und „über die Fischerei der Venetianer“ die Bewohner der Inselstadt, sie den Fröschen vergleichend, an ihr niedriges Handwerk zu erinnern und ihnen in Aussicht zu stellen, daß bald ihr König Pausback von dem deutschen Adler, der sich im triumphirenden Fluge erhebe, vernichtet werden würde; aber Maximilian starb, ohne Venedig besiegt zu haben, Venedig blieb reich und angesehen wie zuvor.

Die Ehre des Ritterthums, das zu schwinden drohte, suchte Hutten in krampfhafter Anstrengung zu wahren, die Ritter zu vermögen, sich der neuen Gesittung und Bildung anzuschließen, die Städte, ja die Bauern zu ermuntern, sich mit den Rittern zu einer Neugestaltung des deutschen Reiches zu verbinden, aber weder Städte noch Bauern hörten auf sein Wort; die Burgen Sickingens, des Führers der Ritter, wurden zerstört, das Ritterthum wurde gänzlich vernichtet.

Nur in einem Kampfe schien Hutten glücklich zu sein, in dem Kampfe gegen Rom, der sein ganzes Leben durchzieht. In vielen Satiren ward dieser Kampf geführt; weit eher als die letzte geschrieben wurde, war Luther aufgetreten.

Der Kampf gegen das Papstthum bedeutet Streit für Neuchlin: Das Sinken des ersteren war gleichbedeutend mit einem Siege des letzteren; Hutten schrieb Neuchlin's Triumph und, wenn auch äußerlich verurtheilt, mochte doch der große Gelehrte,

an dessen Namen sich der welthistorische Streit geknüpft hat, das Bewußtsein in sich tragen, daß er gesiegt habe.

Sa noch mehr. Als er starb, erschien eine kleine Schrift, in der die Vision eines Geistlichen mitgetheilt wurde: jenseits einer Brücke, so erzählt er, habe er Reuchlin gesehen, wie er in einem weißen Kleide einhergeschritten sei, von einem schönen Flügelknaben, seinem Genius, begleitet; hinter ihm seien etliche häßliche Vögel erschienen, die aber vor dem Zeichen des Kreuzes verschwunden seien. Auf der Brücke habe ihn der heilige Hieronymus empfangen, ihm ein Kleid gebracht, wie er selbst eins anhatte mit Zungen in dreierlei Farben besetzt; Arm in Arm seien sie in einer Feuer säule zum Himmel gestiegen in den Chor der seligen Geister.

Der Verfasser dieser Schrift war Desiderius Erasmus. — Mit Recht nannten die Zeitgenossen Reuchlin und Erasmus die beiden Augen Deutschlands. Wie Reuchlin die hebräische, so hat Erasmus die griechische Bibel gleichsam wiederentdeckt, durch seine Erklärung sie einem größeren Publikum wieder schmackhaft zu machen versucht, durch Ausgaben und Uebersetzungen der Kirchenväter verachtete Schriftsteller zu neuen Ehren gebracht und ein Verständniß der Kirchengeschichte der ersten Jahrhunderte zuerst ermöglicht. Und was er lateinisch schrieb, das that er mit einer Vollendung, in der Keiner ihm gleich kam, seinem eignen Genius dabei vertrauend und niemals sklavenmäßig in blindem Gehorsam den hochgehaltenen Führern aus dem Alterthume folgend. Aber außerdem, daß er durch sein Wirken und durch sein Beispiel die Jugend an sich fesselte und zu den neuen Studien lockte, hat er durch seine Verbindung mit Höherstehenden besonders das bewirkt, daß er die humanistische Literatur, so zu sagen, cour- und salonfähig machte, daß er ihr in Kreisen Eingang verschaffte, in denen sie bisher völlig unbekannt zu sein schien. Erasmus ist aber nicht allein Gelehrter, er ist vor allem Satiriker und das nirgends mehr,

obwohl alle seine Schriften satirische Bemerkungen enthalten, von einem Hauch der Satire durchweht sind, als in seinem „Lobe der Narrheit“ und in seinen „vertrauten Gesprächen“.

In dem „Lobe der Narrheit“ erscheint die Narrheit selbst und erzählt ihren Ruhm, bemüht sich nachzuweisen, daß all das Große, das in der Welt geschehen, ihr zu verdanken sei, daß alle bedeutenden Männer nur dann ruhmvoll gehandelt hätten, wenn sie ihr gefolgt wären. Sie stellt den Weisen und den Thoren einander gegenüber. Jener bleibe immer unglücklich, wenn er nach seiner Weisheit zu leben trachte, dieser befinde sich in glücklicher Lage, wenn er den Eingebungen der Thorheit allein folge. Triumpfirend schaut sie über das große Heer ihrer Anhänger: jeder Stand schwöre zu ihrer Fahne, jedes Alter, jedes Volk; unter allen ihren Anhängern aber sind die Mönche, die Priester ihr die liebsten. Ehe die Narrheit von ihnen spricht, hält sie einen Augenblick inne: die Geistlichen, besonders die Mönche so meint sie, könnten sie mit ihren 600 Schlüssen vernichten, aber dennoch wagt sie das Unternehmen, gegen sie aufzutreten. Sie ergötzt sich besonders an ihren Klügeleien. Denn nicht nur ergründen sie die Geheimnisse der Gottheit, der Schöpfung der Welt, der Erbsünde, sondern auch ob Gott die Gestalt eines Würfels, eines Kieselsteines oder einer Gurke annehmen und in dieser Gestalt Wunder wirken könne; ob Christus, während er am Kreuze hing, Mensch genannt werden könnte u. s. w.

Das Buch, 1509 geschrieben, 1511 gedruckt, wurde von den Zeitgenossen mit unendlichem Beifall begrüßt, ein Franzose hat gesagt, daß diejenigen seiner Landsleute, die den Psalter nicht lesen konnten, das „Lob der Narrheit“ verstünden.

In den „vertraulichen Gesprächen“, einem Lieblingsbuch des 16., einem häufig gebrauchten Erziehungsbuche des 17. und 18. Jahrhunderts, finden sich vielerlei satirische Bemerkungen. Sie richten sich gegen Ceremonien und Wallfahrten, gegen Geistliche und gegen das Mönchswesen, gegen Zustände, unter anderen gegen

die traurigen Verhältnisse deutscher Wirthshäuser und gegen Personen, welche mit Erasmus irgend wie in Streit gerathen waren. Unter den Gesprächen der letzten Art sind zwei besonders merkwürdig. In dem einen „ungleiche Ehe“ wird von der Vermählung eines schönen jungen Mädchens erzählt mit einem elenden, von Krankheiten zerfressenen Menschen, dessen einziges Verdienst der Rittername sei, in dem zweiten „der Soldat und der Karthäuser“ von einem Streit eines Mönchs und eines Soldaten berichtet, deren Jeder dem Andern seine Unthaten vorwirft. Der Ritter und der Soldat, der in diesen beiden Gesprächen verspottet werden sollte, war Ulrich von Hutten. Woher kommt es, daß diese beiden Männer, Vorkämpfer derselben geistigen Macht, des Humanismus, sich feindlich gegenüber standen?

Als Hutten, geächtet und verfolgt, auf seiner Flucht, die auch sein Todesgang werden sollte, nach Basel kam und hier eine Ruhestätte suchte, wurde er von Erasmus schönöde aufgenommen. Dieser unerwartete und um so verletzendere Empfang erbitterte den Ritter, er schrieb eine Herausforderung an Erasmus, dem dieser seinen „Schwamm zum Abwischen der Anschuldigungen“ entgegensetzte. Die beiden Männer behandelten sich in diesen satirisch-polemischen Schriften nicht gerade zart: ein alter, lang niedergehaltener Groll, eine Folge des tiefen Gegensatzes zwischen beiden machte sich Luft. Denn in der That, ein gewaltiger Gegensatz herrschte zwischen ihnen. Erasmus, ein feiner, hartloser Mann, mit leiser Stimme, mit scheuen Geberden; Hutten, ein derb auftretender Ritter, mit rauher Stimme, mit struppigem Bart, Sporen an den Füßen. Hutten war nie wohler, als wenn er auf der Landstraße einherzog, ohne Geld und Gut, nur ein paar Bücher im Ranzen, für alles andere auf gastliche Freunde angewiesen; Erasmus sehnte sich auf seinen Reisen, auf denen er wie ein hochgeborener Herr einherzog und die Huldigungen der Freunde und Verehrer wie einen schuldigen Tribut entgegennahm, stets nach der Heimath und baute sich in

Basel und in Freiburg ein bequemes Haus, das ihm allein zur Wohnung diente. Hutten verschmähte hohe Gönner und Freunde, nach Unabhängigkeit verlangte er als dem höchsten Gut; Erasmus wies gern dem Fremden seine Kapseln voll von Briefen seiner Freunde und Verehrer, seine Schränke mit silbernen und goldenen Bechern und mit Geschenken hoher Gönner angefüllt. Und wie im Leben, so waren beide auch im literarischen Wirken verschieden. Hatte Erasmus große, gelehrte Werke geschrieben, die Frucht einer glücklichen Muße, bewundernswerthe Zeugnisse tief eindringenden Scharfsinns und emsigen Forscherfleißes, so kam der viel umhergeworfene Ritter nur dazu, kleine Schriften ausgehen zu lassen, ohne gelehrtes Beiwerk, nur auf bestimmte Zwecke gerichtet, deren Erreichung ihm am Herzen lag. Erasmus war ein Weltbürger, der seine Knabenjahre in Holland, seine Jünglingszeit in Frankreich und England, sein Mannesalter in Deutschland verbrachte, der kein Vaterland kannte als die Gelehrtenrepublik, keine Sprache schrieb als die lateinische; Hutten dagegen war ein Deutscher, der auch in fremden Landen sein Deutschthum nicht verleugnete, der es als die größte Schmach betrachtete, daß Deutschland noch immer von Fremden Barbarenland gescholten wurde, der deutsch schrieb, als er zur Ueberzeugung gekommen war, daß eine neue Zeit für das deutsche Volk herangebrochen sei. Erasmus hielt sich für den König im Reiche der Geister, und so sehr er auch die Wissenschaft liebte und an ihrer Förderung arbeitete, was er that, that er doch zunächst für sich; Hutten aber arbeitete stets für Andere, verwendete seine beste Kraft im Dienste Größerer, für den Ritter Sickingen, für den Gelehrten Reuchlin, für den theologischen Kämpfer Luther. So verschieden ihre Wirksamkeit, so verschieden war auch der Erfolg derselben. Erasmus genoß schon während seines Lebens den höchsten Ruhm, sein Bild von der Meisterhand Holbeins, ein anderes von der Dürers gemalt, überlieferte der Nachwelt seine Züge, ein glänzendes Denkmal, in Rotterdam

errichtet, verewigte seinen Ruhm und seine Werke, 10 Foliobände, vor fast zwei Jahrhunderten gedruckt, bewahrten seine Geisteskräfte auch später Zukunft; Huttens Name blieb vergessen, kein Ehrenmal erhob sich für ihn, kein Bild zeigt uns seine Züge, seine Werke waren zerstreut, erst die neueste Zeit hat die Dankschuld der deutschen Nation an ihn abgetragen.

III.

Mit dem Tode Huttens ist die Entwicklung des Humanismus abgeschlossen. Auf den Humanismus folgt die Reformation. Von Hutten wissen wir, daß er mit Frohlocken die Entwicklung der Reformation begrüßt, über den vermeintlichen Sturz des Papstes jubelt und eben darin ein neues Erwachen religiöser Innigkeit und Neubelebung des Glaubens gesehen hatte, von Thomas Murner besitzen wir ein schwermüthiges Trauerlied „von dem Untergange des christlichen Glaubens.“ Denn er sieht in der neuen Bewegung nichts als eine beklagenswerthe Verwilderung, als eine Vernichtung der Kirchenlehre, als eine vollkommene Zerrüttung aller weltlichen, gefesteten Verhältnisse. Wohl ist er auch hier nicht blind gegen die Schäden der Kirche; er verdammt die Ausschreitung der Ablassverkäufer, aber er klagt besonders über den traurigen, durch die neue Lehre hervorgerufenen Zustand. Da klagt er:

Die Stühl stehn auf den Bänken,
Der Wagen vor dem Roß,
Der Glaub' will gar versenken,
Der Grund ist bodenlos.

Aber er will in dem Kampfe fest stehen und seine Sache wahren:

Ich red' das alls für mein Person
Und glaub, ich thu ihm Recht,